

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Gruenwald.
Verantwortl. Redakteur Karl Bendish, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 20. August 1903.

(Nachdruck verboten.)

Frau Hadwig.

Eine Strandgeschichte von Ella Lindner.

(Fortsetzung.)

Zürke ist versucht, trotz der ihm anerzogenen Selbstbeherrschung einen Luftsprung zu machen. Witwe! Also doch! Frei ist sie, diese entzückende Frau! Er braucht Zeit, um das zu fassen. Ihm ist, als habe das Glück ihm jetzt so recht kräftig und kameradschaftlich die Hand geschüttelt. Was wunder, wenn da einer etwas außer Fassung gerät! Zürke sitzt am Schreibtisch und starrt selig auf das weiße Papier. Und dabei träumt er, und all die verführerischen Gedanken, die seit der Begegnung mit Hadwig in seiner Seele wach geworden sind, die tauchen nun weiter und weiter empor, heben sehrend das Haupt und spinnen mit weißen Fingern schimmernde Traumsfäden. Und diese Traumsfäden schlingen sich heimlich zum Netz, und in diesem Netz liegt das Glück — das wunderholdeste — gefangen.

Das erste, was Zürke Allmers tat, nachdem er an diesem denkwürdigen Morgen wieder einigermaßen zur Besinnung gekommen war, bestand darin, daß er einen Korb voll der schönsten, brennendroten Geranien nach Langeoog sandte.

„Eckehard und seine Klausie grüßen Frau Hadwig“, schrieb er dazu.

Dann im Laufe des Tages entdeckte er allerhand Leiden, die ihn mit einem Male quälten. Er redete sich ein, daß er bereits hochgradig nervös sei und unbedingt ein Seebad zur Kräftigung nötig habe. Selbst wenn das Übel noch nicht sehr weit um sich gegriffen hatte, war doch vorbeugen schließlich das beste und klügste. Auch der alte Buchhalter — Zürke übernahm ihn bereits vom Vater — mußte das einsehen, obschon er beim besten Willen nichts Beängstigendes in bezug auf seines jungen Herrn Gesundheitszustand zu entdecken vermochte. Im Gegenteil! Kaum je war Herr Zürke Allmers so frisch und so aufgeräumt gewesen, wie eben jetzt. Aber warum denn nicht einmal ausspannen? Gewiß, das konnte einem Gesunden nicht schaden. Also in Gottesnamen! Mochte der Herr nur reisen. Wohin es denn gehen sollte, erlaubte der Alte sich zu fragen.

„Wohin?“ Zürke spielte mit dem silbernen Papiermesser. „Ja, Osterkamp, darüber bin ich mir selbst noch nicht klar. Eine kleine, stille Insel — wissen Sie — Spiekeroog vielleicht — oder nein, Langeoog, das liegt mir am bequemsten —“

Er vermied es bei dieser Erklärung, den Buchhalter anzusehen. Aber er hätte es getrost gekonnt, denn der brave Osterkamp war viel zu harmlos, als daß ihm irgend etwas aufgefallen wäre. Er hatte ja auch keine Ahnung von Frau Hadwigs Grifflenz.

Zürke brachte nun sehr bald in Erfahrung, wo seine Reisegefährtin logierte und nichts war wohl natürlicher, als daß er im selben Hotel auch für sich zwei Zimmer reservieren ließ. Dann dampfte er eines Morgens ab. In aller Eile waren zuvor die dringendsten Geschäfte erledigt worden, das andere hatte er in schönem Vertrauen seinem Stellvertreter überlassen. Und während die Küstenbahn gemütlich durch Ostfriesland bummelte und sich an jeder kleinen Station gründlich verschnaupte, malte sich Zürke zum tausendsten Male aus, was Hadwig wohl sagen würde, wenn Eckehard so plötzlich in ihrer Nähe auftauchte. Sich freuen? Er wagte es leise zu hoffen, und dies Hoffen hatte ihn auch nicht betrogen, denn sie freute sich wirklich. Erst schon die Blumen. Sie wußte ja sofort, wer der Absender war. Rote Geranien, die konnten nur von einem kommen! Und als sie dann in der leuchtenden Blütenpracht die Karte entdeckte mit den großen, klaren Schriftzügen, da wurden ihre Wangen fast ebenso rot wie die Blumen, und so zärtliche Fürsorge wie diesmal war noch nie Floras Kindern zu teil geworden. Anne konnte eine spottende Bemerkung nicht unterdrücken.

„Ach“, sagte Hadwig und versuchte möglichst unbefangen auszufragen, was ihr aber nicht im geringsten gelang, „es ist ja nur, weil ich rote Geranien so gern habe.“

Anne nickte und unterdrückte mutig einen Seufzer. Sie wollte nicht neidisch sein — nein — nein!

Zwei Tage später erschien Zürke Allmers am Strand. Hadwig lag just an den Dünen in der greifsten Sonnenglut, und ein kleiner, bloßbeiniger Bub war emsig bemüht, sie völlig einzubuddeln, was ihm und ihr gleiches Vergnügen zu bereiten schien. Schon von fern hörte Zürke ihr helles Lachen und des Bübleins jauchzende Krählaute. Unbemerkt von beiden kam er näher. Der Junge schippte im Schweiß seines Angesichts. Eine Schaufel Sand nach der anderen warf er auf sein geduldiges Opfer.

„Ich schaufle Dich ganz zu, gelt?“ sagte er in seinem drolligen, süddeutschen Dialekt. „Nur das Köpfe darf herauschaue.“

„Und dann?“ fragte sie belustigt.

„Dann zieh' ich mei' Fährle neben Dir auf.“

„Aber ich bin doch keine Burg“, protestierte sie.

„Ach, kamst scho' 'mal eine vorstellen“, meinte er gemühtlich.

In diesem Augenblick stand Zürke mit dem vergnügtesten Gesicht von der Welt vor Hadwig und dem Jungen.

„Meine gnädige Frau —“

Sie fuhr empor, grenzenlos verwirrt und erstaunt.

„Eckehard!?“

„Ja, Eckehard!“ erwiderte er fröhlich. „Da Frau Hadwig nicht die Gewogenheit hatte, ihn nach Hohentwiel zu entbieten, so

nahm er sich die Freiheit und erschien ungerufen, wie Sie sehen. Muß er um Absolution bitten?"

Sie klopfte den Sand von ihrem Kleid und hatte sich dabei so weit gefaßt, daß sie auf seinen Scherz einzugehen vermochte.

„Ungerufen oder nicht“, gab sie zur Antwort, „Eckehard ist willkommen.“

Dabei reichte sie ihm die Hand zum Kuß.

„Danke, hohe Frau!“

Hänschen warf dem fremden Onkel einen mißbilligenden Blick zu. Was wollte der denn? Guten Tag sagen? Na schön — aber nun hatte er das getan, und nun würde er sich wohl endlich wieder fort machen. Doch Hänschen sah sich in seinen Erwartungen getäuscht. Der fremde Onkel zeigte nicht die geringste Lust, sich „fort zu machen“ — bewahre! Er schwatzte und schwatzte und schließlich beredete er Tante Otten sogar zu einem Spaziergang und sie — nein — sie tat ihm wirklich den Willen. Um Hänschen kümmerte man sich überhaupt nicht mehr, den hatte man vollständig vergessen. Der kleine Bursche war entriistet! Ihn einfach stehen zu lassen! Wo man ihm doch versprochen hatte, sich von ihm einbuddeln zu lassen, ganz, bis oben 'rauf — und nun — nein wirklich, Hänschen war entriistet! Man sollte nur ja nicht denken, daß Hänschen sich je wieder um solch eine Tante kümmern würde! Wo! Mochte die sich einbuddeln lassen, von wem sie mochte, er würde keinen Finger rühren — Gott beschütz! Hänschen schob die Täuste in die Hosentaschen und stampfte durch den weichen Sand nach Mutters Strandkorb, um sich dort mit einem ausgiebigen Frühstück zu trösten.

Inzwischen wanderten Hadwig und Zürke am Strand entlang.

„Und die Blumen haben Ihnen wirklich Freude bereitet?“

„Ja, gewiß“, versicherte sie, „weil es doch rote Geranien waren.“

„Natürlich, nur darum —“ Er schleuderte mit geschicktem Wurf einen runden Kiesel in die Wellen. Wissen Sie, wie man diese Blumen in der Heimat meiner Mutter nennt?“

Nein, sie wußte es nicht.

„Brennende Liebe.“

„Ach, wie sonderbar!“

„Nicht wahr? Wie sonderbar!“ Wieder schlug ein Kiesel klatschend ins Wasser.

Daß man sich so oft in Momenten tiefster Erregung nach außen gleichgiltig zeigt, ruhig, wie das Meer bei Windstille! Eine kalte, regungslose Fläche. Aber man kann nicht auf den Grund sehen. Da schläft der Riese Sturm. Unter seinen gewaltigen Atemzügen zittert das Herz des Meeres.

„Wie haben Sie nur eigentlich meinen Namen erfahren? fragte sie nach einer etwas schwülen Pause im Weitergehen. Er erstattete ihr Bericht.

„Es ist ja möglich, daß Sie nun zürnen, gnädige Frau.“

Aber das fiel ihr gar nicht ein. Warum sollte sie denn? Sie mochte seinen festen Wagemut wohl leiden. Und sie konnte ihm doch auch nicht verbieten, sich hier aufzuhalten — und selbst wenn sie es gekonnt hätte, würde sie es nicht getan haben. Sie war ja so glücklich über sein Erscheinen! Das Versteckspiel in Bremen hatte sie längst bereut. Damals amüsierte es sie — aber nun — es war doch schade, daß sie weder seinen, noch er ihren Namen wußte. Dieses entzückende Sichfinden mußte eine Episode bleiben — leider — und durch ihre Schuld. Daran, daß Eckehard ihr nach Dangeoog folgen könnte, hatte sie mit keinem Atemzuge gedacht. Und nun war dies doch der Fall, und es war noch gar nicht ausgemacht, ob die Begegnung eine bloße Episode bleiben würde.

Mit Anne und dem Professor ist Zürke schnell bekannt geworden. Dem Blinden bringt er die wärmste Teilnahme entgegen, und Anne Cönig interessiert ihn, weil sie Hadwigs Freundin ist.

Anne war gerade dabei, eine Burg zu bauen, als Hadwig kam und Zürke Almers vorstellte.

„Was für klare Augen er hat“, dachte Anne und senkte einen Moment die Lider. Sie meinte wirklich, er müsse bis auf den Grund ihres törichten Mädchenherzens schauen können, und das durfte nicht geschehen, nie und nimmer. Er durfte nichts ahnen von der leisen Sympathie, welche in Annes Seele heimlich für ihn keimte, nicht erst seit heute, ach nein! Sie hatte Zürke Almers schon früher gesehen in Gesellschaft, wo ihm die kleine Volksschullehrerin aber natürlich nicht aufgefallen war, und dann auf dem Bahnhof wieder, bei ihrer Abreise, wo er sich erst recht nicht um sie kümmerte, was sie auch begreiflich fand. Daß man sich so in einen Menschen verlieben kann, den man doch kaum kennt! Ihr war es unbegreiflich. „Recht wie ein Backfisch!“ schalt sie sich selbst, aber es half nur nichts, dies Schelten, auch nicht, daß sie sich vorstellte, wie aussichtslos diese Liebe sei. Und schließlich tröstete sie sich damit, daß ja keinem Schaden zugefügt würde, höchstens ihr selbst, und das war Annes Sache allein. Keinen ging es etwas an, sie konnte lieb haben, wen immer sie wollte, selbst wenn es Zürke Almers war. Das beruhigte sie einigermaßen.

„Haben Sie auch schon eine Burg?“ fragte Zürke Frau Hadwig. Diese verneinte. „Dann müssen wir aber schleunigst eine in Angriff nehmen.“

Die junge Frau saß auf einem umgekippten Sandeimer vor ihm.

„Das möchte ich sehen, wenn Eckehard Burgen baut!“

„O, ich habe dafür ein ganz besonderes Talent.“

„Na, na!“

„Hat der Jünger des heiligen Gallus in Zeiten der Not nicht auch das Kriegshandwerk erlernt? Wie dürfte es ihm da schwer werden, ein wenig das edle Handwerk der Baukunst zu üben?“

„Gaha!“ lachte der Professor, der, um Anne zu helfen, unermüdet Sand herzuschleppte. „Das ist nicht nur so, bester Herr Almers! Es will alles gelernt sein.“

„Gewiß“, gab er zu, „das merkt man deutlich an diesem Bauwerk. Wenn Sie so weiter graben, Fräulein Cönig, bringen Sie im ewigen Leben keinen regelrechten Bau zustande. Erlauben Sie mal“, er nahm Anne den Spaten aus der Hand und zeigte ihr, wie man arbeiten mußte. In kurzer Zeit hatte seine Geschicklichkeit ihren Bau um ein Bedeutendes gefördert.

Frau Hadwig erhob sich endlich, um noch eine kurze Strandpromenade zu machen. Selbstverständlich hat er, sie begleiten zu dürfen. Anne stand auf den Spaten gelehnt und schaute ihnen nach — eine ganze Weile. Dann begann sie von neuem zu graben, aber es ging langsam, und sie war merkwürdig still geworden. Das mußte dem Professor notwendigerweise auffallen. Er wartete noch eine Zeit lang auf ein Wort von ihr, als sie aber fort und fort stumm blieb, hielt er es nicht mehr aus. Vorsichtig, damit es nicht umfallen sollte, setzte er das gefüllte Eimerchen nieder.

„Fräulein Anne?“

Sie erschraf. „Ja?“ kam es kleinlaut von ihren Lippen.

„Warum reden Sie denn keinen Ton mehr?“

„Ich? O — was soll man denn immer reden?“

„Sie waren doch sonst nicht verlegen darum.“

Sie segnete zum ersten Male seine Blindheit. Wie gut, daß er ihre grenzenlose Verlegenheit nicht wahrnehmen konnte!

„Wenn man so gräbt und sich bückt“, wick sie aus.

Aber der Professor war feinführend. Er wußte, daß hier irgend etwas nicht in Ordnung war. Doch was konnte es sein?
„Lassen Sie das Graben für heute“, bat er, „die Burg muß ja nicht an einem Tag erbaut werden.“

Gehorsam legte sie den Spaten nieder.

„Wollen wir auch noch ein wenig wandern?“ fragte er weiter.

Ihr war es recht. Sie reichte ihm den Stock, ohne den er völlig unsicher ging, und dann führte sie ihn zwischen den einzelnen Burgen, die oft nur ein schmaler, kaum fußbreiter Pfad trennte, hinunter zur See. Jedes Langbüschel räumte sie ihm sorgfältig aus dem Weg, und auf jede Qualle, welche die Flut herangespült hatte, machte sie ihn aufmerksam.

„Sie verwöhnen mich, Fräulein Anne“, sagte er. „Ich fange an, meine Augen nicht mehr zu vermissen, seit ich mit den ihrigen sehe.“

Sie schwieg, denn sie wußte nicht recht, was sie darauf antworten sollte. Ihre Gedanken waren so wenig bei dem Blinden, die liefen immer und immer hinter den beiden Menschen her, welche auf der anderen Seite des Strandes just der Sonne entgegengingen. Und vor Anne war es dunkel, lauter Wolken, lauter Wolken, dunkle, schwarze — O daß sie nie nach Vangeoog gekommen wäre!

V.

Annes Burg ist fertig. Eigenhändig hat die junge Lehrerin am Wall die Flagge mit dem Wahrzeichen der Stadt Bremen — eine Henne, welche mit ausgebreiteten Flügeln die Kücklein schirmt — aufgezogen. Lustig flattert sie im Winde, und das bereitet Anne viel Vergnügen.

„Nein, wirklich“, sagt sie, „ich hätte nie gedacht, daß man in meinem Alter noch einmal so kindisch werden könne! Da buddelt man hier im Sande herum mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, und zuletzt freut man sich sogar über ein flatterndes Fäulein.“

Lächelnd hat der Professor zugehört.

„Schelten Sie nicht, Fräulein Anne, sondern freuen Sie sich, daß es so ist. Ihr sollt werden wie die Kinder! Unbekümmert das Leben genießen, wie die es tun, es nehmen, wie es ist, nicht so viel hineintragen mit unserem überklugen Menschenverstand, leben, weil man lebt, und sich freuen, daß man lebt.“

„Ja, wer das immer könnte!“

„Das kann jeder, Fräulein Anne, wenn er nur will. Das muß man lernen.“

Ein paar Minuten schaut sie vor sich hin, grübelnd, und es liegt dabei etwas Gequältes in dem Ausdruck der ernstesten Mädchenaugen. Aber sie schüttelt es ab, sie rafft sich zusammen.

„Ja, man muß es lernen“, wiederholt sie leise. „Sie haben recht, Herr Professor. Vielleicht, wenn alle das beherzigten, würde es dann mehr Glückliche auf Erden geben.“

Am selben Tage hatten auch Zürke Almers und Hadwig angefangen, eine Burg zu bauen, das heißt, Zürke grub und schaufelte, während Frau Hadwig auf einem niederen Sandhügel saß, die Hände im Schoß gefaltet und ihm vergnügt zusah. Der weiße Sand blinkte im Sonnenlicht, wenn Zürke ihn, Schaufel um Schaufel, herüberwarf, und Hadwig freute sich der Kraft und Gewandtheit, die in ihres Eckehard Bewegungen lag.

Höher und höher türmte sich der Wall, und schon konnte man sehen, wo die Plattform sich befinden würde, auf welcher der Strandkorb stehen sollte. Ein ordentlicher Luginsland! Zürke Almers ließ einen Augenblick den Spaten sinken.

„Nein, wahrhaftig, gnädige Frau, für so — bequem hätte ich Sie doch nicht gehalten. Ich finde, daß Sie mir wohl etwas helfen könnten bei dem schweren Werke!“

„Ach“, meinte sie, „es schaut sich so nett zu.“

„Das glaube ich gern! Aber kommt Ihnen beim Zuschauen nicht ein Fünkchen Arbeitslust?“

„Nein, da müßte ich lügen“, bekannte sie offen.

„Faulpelz, Kleiner, entzückender!“ dachte Zürke und lachte zu ihr hinüber. „Na, meinetwegen bleiben Sie getrost sitzen, aber dann dürfen Sie auch nicht verwundert sein, wenn Sie mit eingebuddelt werden.“

„Eingebuddelt? Danke vielmals!“ Sie stand auf und reckte ein wenig die gertenschlanken Glieder. „Dem will ich mich nicht aussetzen. Sonst könnte es sein, daß Gänschen auf der Bildfläche erschiene und ebenfalls Ansprüche an das Vergnügen machte. Und die feinen sind älter und auch berechtigt, denn er hat mein Versprechen.“

„Ich erschien wohl da als rechter Störenfried?“ Er klopfte mit der flachen Seite des Spatens den Wall glatt.

„Na“, sie legte das Gesicht in drollig-ernste Falten, „Gänschen wird Ihnen sicher nie verzeihen, daß Sie ihn so schmählich um das Schönste brachten.“

„Und Frau Hadwig?“ Er sah ihr fest in die Augen.

„Gott — ich!“ Sie langte nach dem kleinen Blecheimer und begann ihn mit Sand zu füllen. „Ich will doch mal lieber mit helfen, nicht wahr? Sonst kann ich bestimmt eine Ewigkeit auf meine Burg warten.“ Fieberhaft arbeitete sie darauf los.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Madonna vom Siege.

Novelle von Alfred Semeran.

I.

Ganz nahe, dort wo die kalte Sarca ihre grauen Wasser in den blauen Gardasee schüttet, hoch oben auf einem kleinen Berge stand ein altes Kapellchen. Man konnte es kaum von unten sehen, denn rings herum wuchsen alte Zypressen und Oliven, um deren Stämme wilder Wein kletterte. Allmählich krochen die Ranken von Baum zu Baum und banden die Stämme und Äste fest aneinander, so daß im Sommer kleine grüne Lauben, eine neben der anderen rings um das Kapellchen sich bildeten.

Die kleine Kapelle war sehr alt. Wie lange sie eigentlich schon stand, wußte kein Mensch. Irgend einmal vor Jahrhunderten hatten hier Genueser und Mailänder über Venetianer gesiegt und zum Andenken daran, der Madonna zu Ehren, die ihnen den Sieg gegeben, ein Kapellchen errichtet aus braunen Steinen, die sie aus einem nahen, nun verschütteten Steinbruch holten. Die Mutter Gottes im Kapellchen, deren Holzbild auf dem Altar thronte, hießen sie die Madonna vom Siege.

Niemand kümmerte sich um die kleine Kapelle. Die drei Stufen, die zu ihr führten, hatten sich gefenkt und lagen halb im Erdreich; ganz überwuchert waren sie von Unkraut und Gras; in ihren Mauern und Wänden klasten Risse, durch die bequem schillernde Eidechsen schlüpfen konnten. Der Wind, der mit gewaltigem Toben den See aufpeitschte, daß die Wellen brüllten und sich am Ufer ihre weißen Schaumköpfe zerstießen, glitt über die Kapelle leicht und leise wie ein Hauch hinweg. Ihm lohnte es nicht der Mühe, durch die Maueraprünge das lange Gras zu schlagen, wild in dem öden Raum umherzufahren und sich dann durch die Risse zu quetschen und weiter zu eilen zum Monte Genino.

Zur Madonna vom Siege kam kein Mensch. Wenn irgend jemand einen Herzenswunsch oder eine Bitte hatte, so ging er nach Riva in die Minoritenkirche oder zur Pfarrkirche oder wohl gar zur berühmten Mutter Gottes von der Krone, die nahe Spiazzi in einem stattlichen Hause wohnte. Aber keinem Menschen aus dem am Fuße des kleinen Berges sich weithin dehrenden Dorfe Piombe fiel es ein, die Madonna vom Siege um irgend etwas anzugehen. Was sollte eine Mutter Gottes, die einsam oben in einem verfallenen Kapellchen stand, deren blauer Mantel und rotes Gewand verblichen war, wohl helfen können? Freilich, sie trug noch den Reichsapfel der Welten und das Himmlszepter in den Händen und die zwölfzackige Krone auf dem Haupte, aber das Gold, das einst Apfel, Szepter und Krone bedeckt hatte, war verblaßt und beinahe ganz geschwunden. Konnte eine Madonna, die so arm wie eine Kirchenmaus war, wohl irgend etwas für ihre Schützlinge erlangen?

Wenn sich vor der Mutter Gottes in Niva und gar vor der bei Spiazzi Weibekränze und dicke Kerzen, Herzen, Hände und Füße aus gelbem Wachs häuften, wenn man sie mit silbernem Gerät und Schmuck beschenkte, wenn sich zu ihren Füßen Wallfahrer und Beterinnen drängten, saß die Madonna vom Siege allein oben in ihrer verfallenen Kapelle und keiner fand zu ihr den Weg und bat sie und brachte ihr Gaben.

Nur zwei Kinder spielten um das Kapellchen und schliefen manchmal, wenn um den See der Julisonnenbrand loderte, in der Schattenkühle am Altar. Es waren die beiden einzigen, die zur Madonna kamen, aber die blieben ihr auch treu. Sie kamen auch noch, als Carlo Stardi schon ein Bursch von zwanzig Jahren und Angela Rabucco ein Mädchen von achtzehn Jahren war.

Sie spielten natürlich nicht mehr hier oben in der Einsamkeit ausgelassen wild, wie vor zehn Jahren, nein — sie gingen hübsch ruhig und artig, wie es erwachsenen Menschen geziemt, nebeneinander her und sprachen so leise, als ob sie Lauscher zu fürchten gehabt hätten. Und dabei gab es doch hier oben niemanden als die alten Oliven und Zypressen und das verfallene Kapellchen der Madonna vom Siege. Sie hüteten ängstlich das Geheimnis ihrer Zusammenkünfte; wenn es der alte Stardi oder Rabucco erfahren, dann hätten ihre Heimlichkeiten ein schnelles Ende gefunden.

Obwohl Carlo und Angela sich jeden Tag hier oben sahen, hatten sie sich doch viel zu erzählen: Carlo von seinem Vater, Angela von dem ihren. Ihre Mütter lagen schon lange auf dem kleinen Dorfkirchhofe. Angela aber hatte immer viel mehr zu erzählen, denn des alten Rabucco Leben war ein bunteres als das des alten Stardi.

Der saß in Piombe ruhig und gemächlich und achtete darauf, daß ihn seine Leute nicht beim Fischfang betrogen und daß die Forellen, Aale und Hechte wohl verladen und richtig verschickt wurden. Arbeit gabs freilich genug dabei, aber Carlo ging seinem Vater zur Hand; er selbst hätte schon alles leiten können, doch der Alte wollte sich noch nicht zur Ruhe setzen. Stardi hätte es freilich nicht mehr nötig gehabt, so gierig nach jedem Centesimo zu schnappen, schon lange nicht mehr. Er war reich, ja der reichste Fischer am ganzen Nordufer des Gardasees und wohnte im schönsten Haus von Piombe.

Was für ein armer Teufel war doch der alte Rabucco gegen ihn!

Weit draußen am Ende des Dorfes wohnte er in einem Häuschen, dessen Dach halb abgedeckt war, dessen zerbrochene Fensterscheiben mit dickem Papier verklebt waren, dessen Wände sich bedenklich neigten, und durch dessen Mauern kalt der Winterwind blies.

Es war nicht ungefährlich, in diesem halben Trümmerhaufen zu wohnen; aber der alte Rabucco vertraute auf die Madonna von der Krone, zu der er alljährlich einmal wallfahrtete, und auf den heiligen Sebastian: Die beiden würden wohl noch lange die Mauern und Wände halten. Und sie hielten sie wirklich. Und das war gut, denn Rabucco hatte in seinem langen Leben nicht zehn Lire auf einem Fleck beisammen gesehen. Er hätte niemals einen Tischler oder Maurer bezahlen können. Was er selbst an seinem Häuschen ausbessern konnte, das tat er, und er verstand sich auf viele Künste.

Er war das Genie von Piombe. Er konnte sogar ein wenig lesen und schreiben. Er war ein freier Mann, der nur tat, was er tun wollte. Er leistete gern den Leuten kleine Dienste, beanspruchte aber niemals für sich selbst Gefälligkeiten. War irgendwo in einem Hause eine Tür aus den Angeln gegangen, dann holte man Rabucco, der war Schlosser und Tischler zugleich. Wurden Netze geslickt, so mußte er kommen, keiner knüpfte so regelrechte und feste Netze wie Rabucco. Und so gut wie zerrissene Netze besserte er auch Regenschirme aus.

Trotz aller seiner Künste hatte er es aber zu nichts gebracht, er war und blieb ein armer Schlucker. Er schlug sich recht und schlecht durchs Leben.

Die Piombesen glaubten, er sei einmal Barbier gewesen irgendwo in Arco, Tenno oder Bignole. Es war aber nur ihr Glaube und viele zweifelten, ob er überhaupt je ein Handwerk oder Gewerbe getrieben. So lange er in Piombe wohnte, hatte er nie etwas anderes getan, als Vögel auf Reimruten und in Schlingen droben auf dem Monte Baldo oder Arebse gefangen oder eßbare Pilze gegraben. Für die Vögel, Pilze und Arebse tauschte er ein, was er für sich und Angela zum Lebensunterhalt brauchte, Fische, Früchte, Brot und Wein.

Angela fand nicht leicht ein Ende, wenn sie ihres Vaters Fähigkeiten rühmte. Immer wußte sie noch etwas neues an ihm zu preisen, obwohl Carlo doch auch den alten Rabucco genau kannte. Carlo hörte aufmerksam zu. Wenn aber zuerst seine schwarzen Augen fröhlich blitzten, glitten doch bald über ihre klaren Spiegel Schatten. Je mehr Angela sprach, desto stiller wurde Carlo. Und den Kopf ließ er auf die Brust hängen, wenn das

Mädchen von seines Vaters Stolz sprach: „Er nimmt von niemandem ein Geschenk, und es wagt auch keiner, ihm eins anzubieten. Er ist sehr stolz.“ Dann nickte Carlo als wollte er sagen: „Freilich, das ist er“, und seine Augen verrieten, was er dachte: „Und schlimm ist's, schlimm.“

Angela aber plauderte weiter, bis die Abend Schatten über den See huschten und zum Berg und Kapellchen hinaufschlichen. Angela gab Carlo die Hand und tröstete ihn:

„Es wird schon noch alles gut werden. Die Madonna vom Siege wird uns helfen. Treuer Liebe hilft sie gern. Und kann uns der Groll Deines Vaters gegen den meinen trennen, wenn die Madonna uns beisteht und schützt?“

Und Angela hob Carlos Sinn, so daß er sie anblicken mußte. Er schüttelte bekümmert den Kopf. Angela drohte ihm.

„Wenn Du zweifelst, hilfst sie natürlich nicht.“

Wollte Carlo dann beim Abschied Angela umfassen und küssen, dann entglitt sie ihm und huschte durch die Dämmerung zwischen den alten Oliven und Zypressen so schnell den Berg hinunter, daß er ihr nicht folgen konnte. Sie war auch jetzt noch viel schneller als er.

Er trollte zweifelsvoll und mit Gedanken beladen hinter ihr drein; manchmal wandte er sich nach dem Kapellchen um, das er kaum noch deutlich sehen konnte, und plagte sich mit der Frage:

„Wird die Madonna helfen?“

Er glaubte nicht, daß sie es tun würde. So eine arme Madonna! Die konnte kaum etwas für sie tun. Er begriff Angelas Vertrauen nicht.

II.

Der alte Stardi saß in der Laube vor seinem Hause. Er schob mühsam die Korbf Flasche mit dem Wein aus Valpolicella zur Seite, er hatte keine Lust zu trinken und blickte nachdenklich vor sich hin.

Francesco Scimia aber füllte schon zum fünftenmale sein Glas mit dem dunkelroten Landwein, trank und wartete geduldig ab, wann es dem alten Fischer belieben würde, das Stillschweigen zu brechen.

Scimia machte seinem Namen alle Ehre, er sah wirklich wie ein Affe aus. Er hatte die Knie hochgezogen, die Hände um sie geschlungen und blickte gespannt aus Stardis Gesicht. Der Alte hatte vollständig vergessen, daß noch jemand in der Laube war. Er sah hinab auf den See, der grau wie festgefrorenes Eis in der Dämmerung lag.

Scimia rückte hin und her, er versuchte umsonst, Stardis Augen auf sich zu lenken. Endlich gelang es ihm.

„Weshalb sagst Du mir das alles heute?“ fuhr der alte Fischer ihn an.

Scimia duckte sich noch mehr zusammen und schwieg. Aber Stardi war nicht der Mann, dem man eine Antwort schuldig bleiben konnte.

„Weshalb erst heute, Kerl?“ schrie er noch einmal und schüttelte Francesco derbe.

Scimia entwand sich seinen Händen und sagte halb tröstend, halb bedauernd: „Ich dachte mir, vielleicht geht's auch, ohne daß ich mich einmische. Vielleicht lassen sie voneinander, dachte ich.“

„Lüg' mir nichts vor, sonst geht's Dir schlecht,“ drohte ihm Stardi.

Scimia rückte, so weit sich's tun ließ, ab von seinem Nachbar. Der alte Fischer lachte trotz seines Argers:

„Carlo hat Dich wohl gepriegelt, weil Du was ausgefressen hast, oder hat Dir der alte Rabucco etwa das Fell gegerbt?“

Scimia erwiderte nichts; er konnte doch auch nicht gut sagen, daß Carlo ihn geschlagen, weil er Spottverse auf ihn gemacht und gesungen. Der Fischer dachte auch nicht mehr an eine Antwort Francesco's, er sagte jetzt wieder ganz ernst:

„Gut, daß ich's überhaupt erfahre. Oben bei der Madonna vom Siege treffen sie sich, sagst Du?“

Scimia nickte eifrig: „Jeden Tag.“

Stardi fragte: „Wann?“

Scimia bedachte sich ein wenig. „Nachmittags, wenn es dunkelt. In der Regel wenigstens. Um diese Zeit habe ich sie am meisten gesehen.“

Stardi stand auf. „Geh' jetzt!“

Scimia erhob sich und trat aus der Laube, aber er ging nicht.

„Was willst Du noch?“ fragte ihn der alte Fischer barsch.

Scimia machte mit der Hand eine sprechende Geberde.

„Ach so — ja,“ brummte Stardi. „Da — Du hast die Lira schnell und leicht verdient.“

Scimia schob das Geld in die Tasche.

„Mehr als eine, glaub' ich.“

Er lachte frech und streckte dem Alten noch einmal die Hand hin.

„Ich hab' Euch doch den Sohn gerettet und vor großem Schaden bewahrt. Denkt doch, wenn —“

Weiter kam er nicht, er machte sich eilig davon, und Stardis' Hand schlug in die Luft.

Als Scimia im Dunkel verschwunden war, setzte sich der alte Fischer wieder an den Tisch in der Laube. Er zog die Korbfflasche zu sich und goß sich den roten Balsoliciller ins Glas. Er mußte die Flasche sehr neigen, denn Scimia hatte sich wacker an den Wein gehalten.

„Sausen und klatschen kann der Kerl nur, aber das freilich aus dem Grund,“ brummte der Alte vor sich hin.

Stardi trank sein Glas aus. Er sann nach, wie er seinen Sohn vor der Liebe retten und vor der Heirat mit Rabuccos Tochter bewahren könnte. Er dachte hin und her, nichts Gescheites fiel ihm ein. Endlich glaubte er, das Rechte gefunden zu haben. Er verließ die Laube und trat ins Haus. Er fragte nach Carlo. Der sei unten am See, sagte man ihm. Er ließ ihn rufen und wartete in der Tür. Als Carlo kam, schritt er ihm voran in die Stube. Er setzte sich und blickte dem Sohn, der vor ihm stehen blieb, ins Gesicht.

Carlo sah ihn fragend an.

Der Alte ließ nicht lange mit seinem Anliegen auf sich warten.

„Wo kommst Du her?“

„Vom See,“ antwortete Carlo.

„Wo warst Du vorher?“ fragte Stardi. „Ich habe Dich seit Nachmittag nicht gesehen. Hast Du die Fische besorgt?“

„Ja.“ Carlo antwortete nur auf die letzte Frage.

„Nun, wo warst Du vorher?“ forschte Stardi.

„Oben war ich — in den Bergen,“ sagte Carlo zögernd.

Stardi ergänzte seine Frage: „Bei der Kapelle der Madonna vom Siege?“

Carlo nickte erstaunt. Woher konnte das der Vater wissen?

„Allein?“ Stardi blickte seinen Sohn scharf an.

Carlo hatte schon die Rippe auf den Lippen, aber er gab doch der Wahrheit die Ehre: „Nein.“

„Mit des Rabucco Tochter warst Du da oben,“ sagte der alte Fischer ruhig. Er stand auf und trat an seinen Sohn heran.

„Wer hat Dir's gesagt, wohl Francesco Scimia? Na wart', der wird's gut haben.“

Carlo ballte die Fäuste, aber schnell wurde er ruhig.

„Ja, ich war mit Angela oben.“

„Du warst oft mit ihr oben, täglich triffst Du Dich. Ich hab' nicht davon gewußt.“

„Du hättest es auch nicht gelitten,“ warf Carlo ein.

„Du wirst es nicht mehr tun.“

„Ich — —“

Der alte Fischer ließ ihn nicht zu Worte kommen und wiederholte heftiger: „Du wirst es nicht mehr tun, ich verbiete es Dir.“

„Das kannst Du nicht.“

„Ich werde es verhindern,“ sagte Stardi streng.

„Angela ist nicht reich, ein armes Mädchen ist sie, aber gut und schön und klug und —“

„Ich kenne sie nicht,“ unterbrach ihn Stardi, „und will sie nicht kennen. — Daß sie arm ist, daran trägt ihr Vater die Schuld. Basteln und flicken tut er, mehr nicht, der alte Nichtstuer.“

„Vater!?“ Carlo wollte den Alten bitten.

„Schweig,“ fuhr Stardi ihn an. „Merk' Dir, was ich gesagt. Mein Sohn darf Rabuccos Tochter nicht heiraten.“ Er schob den Sohn aus der Stube.

„Was hat der Vater nur?“ fragte sich Carlo. „Nun muß die Madonna vom Siege helfen.“

Würde sie aber etwas gegen seinen Vater ausrichten?

III.

Stardi kam noch nicht zur Ruhe, er hatte erst halbe Arbeit getan. Und der Fischer war nicht der Mann, der etwas nur halb tat. Dem Sohne hatte er freilich seine Meinung eindringlich und kurz gesagt, nun kam das schwierigere Werk.

Carlo war eben in seine Kammer gestiegen, als sein Vater das Haus verließ. Vorsichtig, um keinen Lärm zu machen, tappte sich der Alte vorwärts. Ganz leise ging er wie ein Dieb. Er schämte sich eigentlich vor sich selbst. Er, der reichste Mann von Biombe, ging zu dem ärmsten Teufel des Dorfes. Am Tage wäre er sicher nicht zu ihm gegangen. Die Leute hätten sich erstaunt gefragt: „Was hat Stardi mit Rabucco zu schaffen?“

Biombe lag in den schwarzen Schatten der Nacht vergraben. Aber den Vollmond war eine dicke Wolke getrocken und Wolfenschleier verhüllten die Sterne.

Kein Mensch begegnete dem alten Fischer. Als er vor Rabuccos Häuschen stand, bedachte er sich noch einmal. Es war für ihn ein schwerer Gang, denn er kam als Bittender, und Stardi pflegte sonst nicht zu bitten. Aber hier ging es nicht anders.

Er entschloß sich kurz und pochte leise an die Holztür. Als drinnen sich nichts regte, klopfte er lauter. Alles blieb still. Stardi wurde ärgerlich. Nun schlug er so kräftig, daß das Holz krachte. Nach einer Weile näherten sich Schritte. Der Kiegel wurde zurückgeschoben.

„Wer ist draußen?“ fragte Rabucco.

„Ich, Antonio Stardi,“ antwortete der Fischer und trat ihm entgegen.

Rabucco wich zurück. „Du — bei mir?“

Stardi folgte dem Alten. Rabucco zündete das Öllämpchen an, das die Stube nur wenig zu erhellen vermochte. „Was führt Dich zu mir — noch in so später Stunde?“ fragte er. „Nimm Platz!“

„Ich stehe, ich habe nur wenig mit Dir zu sprechen,“ sagte Stardi.

„Sprich leise, daß Angela nicht erwacht. Sie schläft in ihrer Kammer dort.“ Rabucco deutete mit der Hand nach oben. „Ich komme ihretwegen.“ Stardi beobachtete scharf Rabuccos Gesicht.

„Ihretwegen?“ Rabucco trat erstaunt näher zu Stardi. Der Fischer nickte: „Weißt Du denn nichts?“

„Wovon soll ich wissen?“ fragte Rabucco.

Stardi lächelte verächtlich: „Du kannst Dich gut verstellen.“

Rabucco fuhr auf: „Stardi!“

Der Fischer sah ihn ruhig an: „Also Du weißt wirklich von nichts? Ich will es glauben. Auch mir wars bis heute unbekannt, daß mein Sohn Deine Tochter liebt.“

„Carlo liebt Angela?“ rief Rabucco laut.

Stardi wies jetzt nach oben.

„Sprich leiser, daß sie nicht erwacht. — Deswegen kam ich zu Dir.“

„Bist Du auch Deiner Sache sicher? Angela hat mir nichts gesagt.“

„Carlo mir auch nicht“, spottete der Fischer.

„Von wem weißt Du's denn?“

„Es ist so, sonst hätte ich Deine Schwelle nicht betreten“, sagte Stardi finster.

„Und was willst Du von mir?“ fragte Rabucco.

Stardi vergaß, daß er bitten mußte; er forderte:

„Angela muß fort, daß Carlo sie nicht mehr sieht! Er wird sie vergessen. Zu meinem Bruder nach Peschiera soll sie. Sie wird dort gehalten werden wie das eigene Kind. Da soll sie bleiben — vorläufig.“

Stardi hatte schnell gesprochen, er fürchtete, Rabucco würde ihm ins Wort fallen.

„Muß sie? Soll sie? Nach Peschiera? Du hast Deinen Plan schon fertig?“ höhnte Rabucco. „Und ich? Mein Kind willst Du mir nehmen, damit Du Deines behältst? Angela bleibt bei mir.“

Stardi gab seine Sache noch nicht verloren.

„Für Dich werde ich tun, was ich kann. Du könntest auf meinen Weinberg nach Bignole“, schlug er vor.

„So? So gütig bist Du! Für mich ist auch schon gesorgt? Aber ich danke Dir. Ich brauche Dich nicht und Deine Wohlthat. Angela bleibt hier und ich geh' nicht nach Bignole, nicht einmal mit ihr. Ich soll Dein Knecht sein!“

Stardi fragte noch einmal:

„Du willst also nicht?“

Rabucco antwortete fest:

„Nein, Angela und ich bleiben zusammen — hier!“

Die Zornesader schwoll an Stardis' Schläfe. Er konnte sich nicht mehr bezähmen.

„Wieder zerstörst Du meine Pläne, wie einst. Hüte Dich. Es gelingt Dir nicht ein zweites Mal.“

„Hast Du es noch nicht vergessen?“

Der Fischer sagte hart:

„Vergessen? Nein. Ich habe ein gutes Gedächtnis.“

„Hast Du nicht mich und Teresa Deinen Haß genug fühlen lassen und unser Leben verkümmert?“

„Laß' Teresa aus dem Spiel. Sie mag in Gott ruhen. Ich hab's ihr nie vergessen.“

„Der Toten zürnst Du noch, daß sie Dich nicht liebte? Daß sie mich nahm und nicht Dich?“

„Ja, noch der Toten zürne ich. Daß sie Dich nahm und bei Dir im Elend leben mußte. Ich hab' sie geliebt. Mehr als Du. Und Du hast sie nicht glücklich gemacht. In Armut ist sie gestorben.“

„Sie war glücklich mit mir — trotz aller Armut“, sagte Rabucco leise, „sie ist im Glück gestorben.“

„Im Glück“, spottete Stardi, „im Glück!“

Rabucco trat fest auf ihn zu:

„Im Glück. Sie liebte mich, nicht Dich. Du hättest ihre Liebe nie gewonnen. Liebe läßt sich nicht zwingen. — Die Kinder willst Du's entgelten lassen. Aus Rache duldest Du nicht,

daß Carlo Angela zum Weibe nimmt. Und ich habe doch auch ein Recht auf Deinen Sohn. Weißt Du nicht mehr, wie er beim Fischen in den See fiel? Und ich wagte mein Leben, um Dir Dein Kind zu retten?"

"Ich wollte, Carlo wär' zu Grund gegangen damals. Dann hätte ich das nicht an ihm erlebt."

"Du weißt nicht, was Du sprichst."

"Du willst Angela also nicht von Dir lassen?"

"Nein", sagte Rabucco kurz.

Stardi stieß die Stubentür auf und trat ohne ein Wort mehr zu sagen auf den Gang hinaus. Er tappte sich bis zur Haustür, schob den Riegel zurück, stolperte die zerborstenen Stufen hinab und ging langsam heim.

Am tiefblauen Himmel stand das Meer der Sterne in schimmernden Rüstungen und der Vollmond in seinem leuchtenden Silberpanzer glänzte unter ihnen wie ihr Oberfeldherr.

Es währte lange, ehe der alte Rabucco seine Nachtruhe fand. Auch der alte Fischer wälzte sich unruhig von einer Seite zur andern, zu ihm kam kein Schlaf. Aber Carlo lag in dem tiefen und festen Schlaf der Jugend und Angela lächelte in einem glücklichen Traum.

Sie träumte, die Madonna vom Siege würde ihr helfen.

Es war ein merkwürdiger Traum: Die Madonna stieg von dem Altar in ihrem Kapellchen herab und wandelte durch Cypressen und Oliven den Berg hinunter dem Dorfe zu. Alle Leute staunten, wie sie daherkam in ihrem blauen Mantel und rotem, faltigem Kleid. Und Krone, Apfel, Szepter glänzten, als hätte sie eben der Goldschmied gebildet. Die Leute vergaßen vor Staunen, die Mutter Gottes zu grüßen, wie sichs gebührte. Sie starrten ihr nach, wie sie durch die Gasse dem Hause des alten Rabucco zuwanderte. Und sie trat hinein und nahm Angela bei der Hand und führte sie mit sich durch das ganze Dorf nach Stardi's Haus. Dort blieb sie stehen und wies Angela hinein: „Geh' nur. Ich will Dir helfen.“ Und Angela gehorchte getrost und freudig. Aber gerade als sie der Madonna für ihr Güte dankte und die Schwelle betrat, erwachte Angela, durch laute Worte, die von unten zu ihr drangen, geweckt. Sie blickte um sich und horchte. Doch alles war still.

Ihre Kammer war dunkel, nur ein Eckchen lag im Mondlicht. Und Angela schlief gleich wieder ein und lächelte im Schlaf.

IV.

Tage und Wochen vergingen, aber kein Tag verfloss, an dem nicht Angela hinaufgestiegen wäre zum Kapellchen auf dem Berge. Sie wurde nicht müde, die Madonna vom Siege um ihre Hilfe zu bitten. Und dann dachte sie auch an Carlo, was der jetzt wohl täte.

Sie hatte ihn schon lange nicht mehr gesehen. Der alte Stardi hatte kurz entschlossen seinen Sohn nach Peschiera zu seinem Bruder gesandt. Nun lag der blaue See zwischen Carlo und Angela und an ein Wiedersehen der beiden war nicht zu denken.

Wenn Angela oben in der Einsamkeit saß, glaubte sie immer, nun würde Carlo bald kommen, und sie wartete auf ihn, bis die Abend Schatten vom Seeufer zu den Oliven und Cypressen hinaufkrochen, die das Kapellchen umstanden. Aber sie wartete umsonst, er kam nicht und langsam und traurig ging sie nach Piombes zurück.

Lange schon betrachtete Angela sich als die Wärterin der kleinen Kapelle; sie wollte es der Madonna in ihrem zerfallenen Häuschen so wohllich als möglich machen. Täglich säuberte Angela das Kapellchen. Sie wischte den Staub von dem Altar, riß das Unkraut aus, das durch den geborstenen Boden wucherte. Die Madonna ließ sich das alles gern gefallen, aber sie schien nichts tun zu wollen für Carlo und Angela. Manchmal unterbrach das Mädchen seine Arbeit und kniete vor der Madonna nieder.

„Das alles tu' ich für Dich, nun hilf Du mir auch.“

Die Madonna schien sie aber nicht zu hören, trotzdem sie ihr gekröntes Haupt huldvoll neigte. Stolz stand die Himmelskönigin da in ihrem roten steifen Rock und blauen Mantel und fest hielt sie Szepter und Apfel in den Händen, aber die Augen der Mutter Gottes blickten über die Knieende fort.

Rabucco wußte sich keinen Rat. Angela war nicht mehr so wie früher. Erst hatte er es nicht gemerkt, aber allmählich sah er es. Er wußte, wohin sie jeden Tag ging und woher sie immer müder und langsamer kam, als ob ihre Füße sie nicht mehr so leicht trügen wie sonst. Sie konnte auch nicht mehr freundenlang am Abend mit ihm plaudern. Sie saß nun stets stumm da und ging ihren Gedanken nach. Einmal sah Rabucco sogar, wie ihr ein paar Tränen aus den Augen traten. Er sagte nichts und strich ihr nur sorgenvoll übers Haar; er konnte ja nicht helfen.

Wenn Angela in der kleinen kaum erhellten Stube saß, dachte sie wohl, daß Carlo vielleicht doch recht gehabt und die Madonna ihnen nicht beistehen könne oder wolle. Um diese lästernden Gedanken zu verjagen, stand sie dann schnell auf und machte sich im Hause zu schaffen. Ganz aber wichen sie doch nicht. Sie kamen bald häufiger und blieben länger bei ihr. Es mußte wohl so sein. Die Madonna vom Siege half ihnen nicht.

Angela ahnte nicht, wie schnell sie das Unrecht, das sie der Mutter Gottes getan, bereuen würde. Plötzlich erschien Carlo wieder in Piombes und nun begann Angela sich jedes Zweifels zu entschlagen.

Der alte Stardi konnte den Sohn nicht entbehren, mit fremden Leuten wirtschaftete es sich schlecht. Das erfuhr er bald. Er wurde täglich betrogen, er konnte ja auch nicht überall sein. Ein Aufpasser fehlte, der den Burschen scharf auf die Finger sah. Stardi fühlte sich auch nicht immer so wohl und rüstig, um sich um alles bekümmern zu können. In einem rauhen Herbstmorgen hatte er sich stark erkältet und nun saß ihm die Gicht in den Beinen. Manchen Tag mußte er daheim bleiben. Dann saß er in seiner Laube und ließ sich von Francesco Scimia Klatschgeschichten erzählen.

Stardi fragte ihn so nebenher aus nach Angela. Er wußte, Scimia war ihr nicht gut gesinnt, und er hoffte irgend etwas über sie zu hören, das sie herabsehen mußte. Er sah sich aber getäuscht. Francesco schalt wohl Rabucco einen Müßiggänger und verschmigte Menschen, der nach anderer Leute Geld angele, doch über Angela sagte er nichts. Und Stardi schloß daraus ganz richtig, daß Scimia dem Mädchen nichts anzuhängen wußte, sonst hätte er, der von allen sonst etwas Heißes zu erzählen wußte, es gewiß getan. Und allmählich wuchs in Stardi's Herzen der Wunsch empor, Angela einmal zu sehen.

Als sie noch ein Kind war, hatte Carlo sie nach wilden Spielen auf dem Berge mit heimgebracht. Stardi hatte sie aber fortgeschickt und Carlo auch angefahren. Seitdem wagten sich die Kinder nicht mehr zusammen unter des Fischers Augen. Stardi hatte das Mädchen seit diesem Tage nicht mehr gesehen, gesehen vielleicht, aber nicht gekannt. Er war früher nicht oft und lange in Piombes, seine Geschäfte führten ihn am ganzen See umher; und war er einmal im Dorfe, dann mied er gewiß den Weg, der nach Rabuccos Häuschen lief.

Der alte Fischer ertappte sich bald häufiger bei heimlichen Fragen.

Wie war Angela eigentlich? Wie sah sie aus? Hatte sie wohl Ähnlichkeit mit Teresa?

Stardi fühlte seine Einsamkeit, keiner kümmerte sich um ihn, und der rote Balpoliceller tröstete ihn auch im Grunde ebenso wenig, als Scimias Klatsch ihn erheiterte. Er hatte keine Hilfe, als bezahlte Leute, auf die er sich nicht verlassen konnte. Er mußte Carlo heimrufen, es blieb ihm gar nichts anderes übrig. Nun konnte er sich mehr Ruhe gönnen.

Er sprach nicht zu Carlo von Angela, und Carlo sprach nur über geschäftliche Dinge mit ihm. Manchmal sah Stardi seinen Sohn an, als erwarte er von ihm eine Frage; doch Carlo schwieg. Meist war er unten am See und überwachte die Leute. Für den alten Fischer war alles so wie früher, nur daß er jetzt einen Menschen hatte, dem er Vertrauen schenken konnte. Einsam war und blieb er. Er brauchte aber Pflege und Liebe, jeden Tag fühlte er es mehr.

Eines Abends sagte er zu Carlo: „Du mußt heiraten!“

Carlo starrte den Alten an, er wußte nicht zu antworten.

„Du mußt heiraten!“ wiederholte Stardi.

Jetzt fand Carlo Worte.

„Ich möchte schon!“

Der Alte sah ihn scharf an.

„Da ist Annina Derossi von Tremosine, oder Silvia Garzone von Salo oder Luigia Robetta von Bardolino. Du hast die Wahl, Carlo. Es sind reiche und schöne Mädchen.“

Stardi hielt einen Augenblick inne, er wartete auf die Antwort.

Nach einer Weile sagte Carlo bestimmt:

„Ich liebe Angela Rabucco, Vater, und heirate keine andere.“

Ruhiger als er es früher getan hätte, entgegnete Stardi:

„Daraus wird nichts. Ich hab Dir's schon gesagt.“

Darauf erwiderte Carlo ihm: „Eine andere heirate ich nicht“, und ging aus der Stube.

V.

Angela wußte genau, daß die Madonna vom Siege helfen würde; ganz genau wußte sie es. Bis jetzt hatte sie der Madonna alles überlassen und geglaubt, diese allein würde die Mühe auf sich nehmen, so daß sie nur die reifen Früchte zu pflücken brauchte. Doch nun fragte sich Angela, ob sie wohl müßig die Hände in den Schoß legen und der Madonna alle Last aufbürden könnte. Am Ende hatte Angela schon einen Fingerzeig erhalten und ihn

nur nicht zu deuten gewußt. Je mehr Angela darüber nachdachte, desto wahrscheinlicher wurde es ihr. Gewiß, so mußte es sein. Es war doch auch nicht denkbar, daß die Madonna sich so lange vergeblich hatte bitten lassen. Aber Angela dachte umsonst nach, welsch ein Zeichen ihr die Madonna wohl gegeben.

Sie ließ Tag um Tag an sich vorbeigehen, aber sie fand nichts. Nein, sie hatte noch keinen Wink bekommen. Getröstet hatte sie wohl die Madonna und ihr einen schönen Traum geschickt, einen Traum, den Angela nicht vergessen hatte.

Mit einem Male kam es wie eine Erleuchtung über Angela. Der Traum war nicht bedeutungslos, wie sie geglaubt. Sie wußte ihn noch genau. Die Madonna hatte sie zu Stradis Haus geführt, sie dort hineingewiesen und ihr Hilfe versprochen. War das nicht deutlich genug? Was wollte sie noch einen anderen Fingerzeig?

Also zum alten Stardi sollte sie! Sie fürchtete sich, zu ihm zu gehen. Wenn er sie fortwiese und aus dem Hause jagte wie damals, als sie noch ein Kind war? Doch die Madonna würde ihr schon helfen.

Eine geheime Unruhe verließ Angela jedoch nicht. Sie konnte in dieser Nacht nicht gleich einschlafen, sie mußte immer an das denken, was am anderen Morgen geschehen würde. Wie würde Stardi sie aufnehmen, und würde sie wohl die rechten Worte finden, um sein Herz zu gewinnen?

Ihre ganze Hoffnung war die Madonna vom Siegel. — — Ein dunkelblauer Himmel spannte sich über dem Gardasee aus. Die Sonne stieg langsam im Osten empor und übergoß See und Ufer mit einer blendenden Lichtflut. Das Wasser des Sees glück einem lichtblauen Sammetgewande, in das zahllose Goldfäden hineingewebt sind.

Angela war früh erwacht aus einem Schlaf voll lockender und neckender Träume. Schnell sprang sie auf und kleidete sich an. Sie wählte ihre besten Kleider. Sie legte ihre Halskette an, ein Erbstück ihrer Mutter, so daß die goldenen Schaumünzen das bunte Brusttuch in einem Halbkreis bedeckten. Sie steckte die sichelförmigen mit kleinen Perlen geschmückten Ohrringe an, die ihr Carlo geschenkt, und band das moosgrüne mit Rosenknospen überstreute seidene Kopftuch über die schwarzen Haare.

Leise verließ sie das Haus, sie wollte den Vater nicht in der Ruhe stören.

Die Leute im Dorf waren schon bei der Arbeit. Nur Francesco Scimia lehnte im Schatten eines kleinen Torwegs. Er hatte kein Tagewerk zu versäumen und lebte gleich den Vögeln unter dem Himmel, die, wie Matthäus sagt, nicht säen, nicht ernten, nicht in die Scheunen sammeln und doch ernährt werden.

Francesco starrte Angela nach, als sie leichtfüßig an ihm vorüberglitt; er riß seine verschlafenen Augen auf, als sähe er eine Wundererscheinung.

Angela stand bald vor Stardis Haus, zögernd hielt sie inne. Sie bedachte sich noch einmal, ob sie wohl den Mut hätte, der Madonna zu gehorchen. Aber einen anderen Weg gab es nicht.

Sie trat ins Haus, durchschritt den schmalen halbdunklen Gang bis zu einer Tür und klopfte.

Als alles stille blieb, drückte sie leise die Tür auf und trat in die Stube. Niemand war drin. Zögernd ging sie weiter. War der alte Stardi etwa gar nicht daheim?

Es schien so, auch in der zweiten Stube fand sie keinen. Eine Stimme nur hörte sie durch die Stille. Es sang jemand:

„Öffnest Du der Amsel Bauer
Gleich fliegt sie hinaus in's Feld.
Doch ich bleib' bei Dir und böte
Man mir Schätze einer Welt,
Daß ich sollte Dich verlassen
Und mit einem andern gehen.“

Es war wohl eine Magd, die sang.

Angela ging durch die Stuben zurück zum Gang, schritt ihn hinunter und trat hinaus auf den Hof. Hier hingen große und kleine geflickte Segel und Netze über Reinen, und an den Wänden lehnten Ruderstangen.

Angela schwankte einen Augenblick, ob sie nicht die Magd fragen sollte, wo der alte Fischer sei; aber sie fürchtete die Neugier des Mädchens.

Sie eilte schnell über den Hof, damit die Magd sie nicht sähe und stand vor der Laube. Angela konnte nicht erkennen, ob jemand darin war. Die breiten grünen Blätter verbargen alles.

Angela entschloß sich kurz und trat in die Laube.

Der alte Stardi, in Gedanken verloren, saß an seinem gewohnten Platz. Er sah nicht gleich auf.

Angela trat näher.

Stardi richtete sich bestürzt auf.

„Teresa — Teresa!“

Ihm war, als sähe er Rabuccos Weib, das er geliebt und das ihn verschmäht hatte. Teresa stand vor ihm. Jung und schön war sie geblieben, und er war ein alter Mann geworden. Teresa kam endlich doch zu ihm.

Angela lächelte.

„Nicht Teresa — Angela heiß ich, Angela Rabucco.“

„So bist Du ihr Kind — ihr Kind“, wiederholte Stardi langsam. Er streckte dem Mädchen die Hand entgegen und zog es näher zu sich heran.

Angelas Augen leuchteten. Die Madonna half ihr, den alten Fischer zu besiegen.

Stardi sagte nichts, er betrachtete nur Angela.

Zierlich und klein war sie, das schmale Gesicht leicht gerötet, das Haar schwarz und über ihm lag ein metallischer Glanz.

Stardi mußte an Teresa denken.

Er vergaß seines Grolls gegen die Tote und dachte nur daran, daß er sie einst geliebt hatte. Sie selbst konnte nicht mehr zu ihm kommen, aber sie sandte ihm ihr Kind. Sie hatte ihn also doch nicht vergessen.

Er versank in seine Gedanken.

Angela nahm bittend seine Hand. Weshalb spricht er denn nicht? fragte sie sich.

Stardi merkte nicht, daß das Mädchen über seine alten Hände lieblosend strich, leise, ganz leise.

Er war weit fort mit seinen Gedanken, viele Jahre wanderte er zurück. Er war in seiner Jugend.

Angela kniete vor ihm hin, so daß sie ihm ins Gesicht sehen konnte.

Langsam besann er sich.

Er fragte das Mädchen: „Weshalb kommst Du, was willst Du von mir?“

Und Angela besann sich nicht einen Augenblick und bat: „Carlo will ich, gib ihn mir, Vater!“

Sie wußte selbst nicht, weshalb sie Stardi gleich Vater nannte, und erschrak über ihre Worte. Aber wieder drängt sich es ihr über die Lippen: „Ich liebe ihn, gib mir ihn, Vater.“

Ihre Augen baten noch flehender als ihr Mund.

Mit zitternder Stimme fragte Stardi Angela: „Vater sagst Du zu mir?“

Sie küßte ihm die Hand. „Ja — Vater!“

Und er hob Angela auf und nahm sie in seine Arme. Er sprach nicht, aber er hatte seinen Frieden mit Rabucco gemacht.

(Nachdruck verboten.)

Das Tagewerk der Pariserin.

Von Pierre Valbague.

Autorisierte Übersetzung von Margarethe London.

5. Die Stunde des Flirt.

In Paris hat jede Tagesstunde ihren Sondercharakter, ihre eigene, ausdrucksvolle Physiognomie. Die verschiedensten Stadtteile dieses unermesslich großen Gemeinwesens gehen an bestimmten Stunden des Tages ihren entsprechenden Beschäftigungen nach, gleich den Organen eines regelmäßig funktionierenden lebenden Körpers. So muß man die Markthallen bei Morgen-grauen, die Börse um 1 Uhr mittags, die Boulevards um 7 Uhr abends und den Montmartre in der Nacht sehen, um alles richtig beurteilen zu können. Und so muß man auch, wenn man einen Begriff von dem Leben in der Rue de la Paix haben will, um 4 Uhr dort umherwandeln, eine Stunde, zu welcher sich ein unvergleichlicher Trubel entwickelt. Der höchste Luxus, die Gegenstände der raffiniertesten Eleganz spielen hier die Hauptrolle und üben die größte Anziehungskraft auf die Menge der eleganten und reichen Frauen aus, deren einzige Sorge nur ihre Schönheit ist. Die Stunde der Spaziergänge und Visiten hat noch nicht geschlagen, und so müssen die Damen sich noch mit etwas beschäftigen.

In dieser breiten lichterfüllten Straße stehen um 4 Uhr meistens drei Reihen von Wagen aufgepflanzt.

Hier sieht man keine demokratischen Behikel, Omnibusse oder Tramways; die Gummiräder der Privatequipagen herrschen vor und erschüttern kaum den Fahrweg. Von jeder Seite der Straße winken die köstlich dekorierten Schaufenster; herrliche Schmuck-sachen, leuchtende Steine, milchweiße Perlen, Halsbänder, Diademe . . . kleine Vermögen türmen sich in dem Seidenfutter eines solchen geöffneten Schmuckkästchens auf. Weiterhin gibt es die Wunderwerke der Wäschefabrikation zu prüfen, die schmeichlerische Wirkung der Watiste und den eigenartigen Reiz des Spitzengeriefels.

Und auf diesen breiten Trottoirs, zwischen den harrenden Wagen und den verführerischen Läden, trippeln reiche und hübsche Pariserinnen herum; sie suchen hier eine Anregung zu einer neuen Toilettenkaprizie, folgen der Lockung zu einer Geldausgabe, oder geben sich dem Aufsteigen eines noch nicht dagewesenen, natürlich kostspieligen Wunsches ganz hin.

Therese Mawannes überschreitet den aristokratischen Vendomeplatz und erreicht die Arkaden der Rue de Rivoli. Einen Augenblick nur betrachtet sie bewundernd die im Scheine der untergehenden Sonne leuchtenden grünen Baumkronen der

Champs Elysees; daneben verleihen die graziösen und imposanten Linien der Säulenhalle des Marineministeriums diesem unvergleichlich schönen Teil von Paris eine eigentümliche Großartigkeit. Frau Therese scheint aber eilig zu sein, denn eifrig wandert sie weiter und tritt bald in die Tür eines kleinen Ladens mit hohen Spiegeln und Stores aus Libertyseide. Rund um kleine Tischchen sieht man etliche Damen bei ihrer Tasse Tee sitzen; sie ruhen beschaulich in bequemen Bambusrohrsesseln. Zwischen ihnen eilen junge englische „Maids“ hin und her, sauber und gefällig gekleidet, mit Latzschürzen, deren Achselbänder sie wie kleine ausgebreitete Flügel umflattern.

Frau Maubannes überschaut den ganzen Raum blitzschnell mit den Augen und geht auf einen schon besetzten Tisch zu, an dem zwei Personen sitzen, eine Dame mit grauem Haar und ein junger Herr von ganz besonders raffiniert-eleganter Haltung, der sofort in die Höhe schnellte, sobald sie sich nähert. Es sind dies Frau von Hespel, die lebenswürdige Pate Frau Theresens, eine Frau, die Geist und Güte mit Nachsicht verbindet, und Ferottes, Auditor beim Staatsrat, der erklärte Flirt von Frau Therese.

Diese sagt vorläufig nichts weiter, als: „Ich bin wie zer- schlagen!“

„Ich verstehe das nicht“, sagt Frau von Hespel, „immer und ewig sind die jungen Frauen von heutzutage müde. Wir waren doch unsererzeit auch nicht weniger begehrt und hielten doch eigentlich viel mehr aus.“

„Ihr werdet wohl nicht das aufreibende Leben haben führen müssen, das wir durchmachen, Pate.“

„Und warum nicht? Man ging einstens nicht früher schlafen, war auch viel zu Dinners geladen und besuchte sogar öfter das Theater als Ihr jetzt!“

„Wollen wir wetten, daß Ihr doch nie dazu verurteilt waret, stehend, stundenlang Kleider anzuprobieren?“

„Glaubst Du vielleicht, daß wir nicht gern hübsch aussahen? Nur waren wir fast immer guter Laune, und diese allein verleiht Energie und Widerstandsfähigkeit. Ihr Jungen seid wirklich eine mürrische Generation. Ihr leidet — am Leben; es quält Euch. Als ich jung war, amüsierte ich mich über alles!“

„Vorläufig empfinde ich nichts als Hunger, Pate. Laß' mich nur eine Tasse Tee getrunken haben, dann bin ich sofort in Rosensaune. Wovon sprichst Du denn gerade mit Ferottes, als ich kam?“

„Politisch Lied, ein garstig Lied, Kindchen! Dein Ferottes ist nämlich der größte Rückschrittler, den ich kenne!“

„Ihre Pate dagegen spielt sich als Anarchistin auf.“

„Trink' Du nur ruhig Deinen Tee, Liebste; laß Dich gegen Deine alte Pate nicht aufheben und mache mit mir jetzt eine Rundfahrt ins Bois; Du hast keinen Wagen, ich nehme Dich folglich mit.“

Frau Therese hat aber nicht im geringsten Lust dazu; auf einmal fällt ihr auch gleich ein, daß sie noch zwei dringende Visiten zu machen hat. Ohne auf ihren Willen zu bestehen, erhebt sich Frau Hespel und betrachtet nur mit einem kleinen Lächeln in den Mundwinkeln die beiden Zurückbleibenden, denen der Wunsch, allein zu sein, aus den Augen leuchtet. Es ist eben jetzt die Stunde des Flirts! Frau von Hespel erwägt verständnisvoll, daß Frau Therese einen unglaublich von seiner Praxis in Anspruch genommenen Mann hat und daß Ferottes ein geistreicher und sehr verführerischer Schwerenöter ist. Ihren altmodischen Ansichten nach versteht sie nicht einmal so recht, was der Flirt bedeutet, der ihr im grunde als eine höchst komplizierte und abscheuliche Sache erscheint. Dünken ihr doch die jetzt zwischen Herren und Damen üblichen Gespräche, die gewissen Freiheiten, die gang und gäbe sind, als etwas mindestens ebenso Gefährliches und Verdammenswertes, als eine erwiesene Untreue. Wenn sie nur an ihre Jugend denkt! Da dachte man doch ganz anders, zur Blütezeit des Kaiserreichs! Freilich ist ihr klar, daß mit den Zeiten die Sitten wechseln, aber da der Eitelkeitskitzel, der mit dem Flirt zusammenhängt, ohne ernstliche Folgen nach sich zu ziehen, der heutigen Generation und ihren reizenden Weltfrauen unentbehrlich erscheint, so denkt sie gar nicht daran, den Störenfried abzugeben.

Die Welt ist aber auch wirklich selbst schuld daran, daß so ein Flirt zu den notwendigen, täglichen Gepflogenheiten der unbeschäftigten, weiblichen Luxusartikel gehört.

So ist der Flirt von Frau Therese und Ferottes eine anerkannte und respektierte Tatsache „in der Welt, in der man sich nicht langweilt.“ Diese falsche Nachsicht gestattet den beiden, sich in den Salons in irgend einer Ecke festzusetzen und sich bei den Garden parties und in der Opernloge nach Gefallen zu isolieren. Niemand wundert sich mehr, man läßt sie eben ungestört ihrer gefährlichen Vertraulichkeit nachgehen. Sie sind „Flirts“, und der liebe Nebenmann denkt darüber — was ihm Spaß macht, zu denken. Und so treffen sich fast alle Tage, so gegen vier Uhr, die männlichen und weiblichen Kofetten der Gesellschaft der „oberen Zehntausend“ an den verschiedensten Orten.

(Nachdruck verboten).

K ä t s e l e c k e.

Bilderrätsel.



Scherzrätsel.

Getrennt schwelgt mancher Lebemann
Um zu vergessen seine Schulden.
Verbunden ist's ein kleines Tier,
Das wir nie gerne um uns dulden. (Zens Hofmen.)

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober;
B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

V, der Vorhandspieler beachtet die alte Skatregel nicht, daß man passen soll, wenn zwei Solospiele draußen sind. M reizt bis c-Handspiel, darauf klettert H bis b-Handspiel. Statt nun zu passen, sagt V auf folgende Karte a-Handspiel an:

b, cB; a10, K, D, 7; d10, K, D, 7.



Das Spiel wird mit Schneider verloren, da die Gegner bei richtigem Spiel auf 91 kommen. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderrätsels.

Phantastische Schilderungen.

Auflösung des Kettenrätsels.

- Pizarro, 2. Uruguay, 3. Elen, 4. Rhabarber, 5. Themistokles, 6. Orinoco, 7. Ravenna, 8. Irland, 9. Caligula, 10. Odin. Puerto Rico.

Auflösung der Dechiffrierungsaufgabe.

Leerne leiden, ohne zu klagen.
(Für den Schlüssel: Leonore, Junge, Kali, Hindu.)

Auflösung des Anagramms.

Borke, Abel, Duo, Erich, Robe, Estrich, Fran, Siam, Elba. — Die Anfangsbuchstaben: Badereife.

Auflösung des Arithmogriphs.

Gabel, Arie, Weil, Nabe, Zgel, Elbe, Leier. — G a b r i e l.

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenverteilung:

B. a, b, c, dB; a10, D; b10, K; cA; dA.
M. aA, K, 9, 8; bA, D, 9, 8; c8; d8.
H. a7; b7; c10, K, 9, 7; d10, K, 9, 7.
Stat: cD, dD.

Spiel:

- B. bK, b8, b7. — 2. B. b10, bA, c10, (—31)
- M. c8, c9, cA. — 4. B. aD, aK, a7 (—7)
- M. aA, d10, a10 (—31). — Zieht V erst aD an, machen die Gegner in a dieselben Stiche (—38) und alsdann: 3. M. c8 oder d8 . . . sodas V wieder ans Spiel kommt und selber b bringen muß, oder, wenn V bereits cA und dA weggebracht hat: 3. M. a9, cK, . . . Gleichviel ob V nun eintritt, oder abwirft, er kann in b die Zehn nicht mehr retten.

Richtige Lösungen gingen ein von: Elise Hoffmann, Elisabeth Obrich, Walter und Erna Bernick, Gertha und Anna Becker, L. Busdon, August Schwantes, K. Siminsh, Bromberg.